



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Weber, Georg: Aus einer trüben Periode der deutschen Geschichte.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

gleiteten, „sie bezeugten, daß die Zeit, in der man jede beliebige Frage mit absoluten Prinzipien wie Menschenliebe, Völkerefreiheit, unbeschränktem Parlamentarismus u. dergl. ohne weiteres Nachdenken lösen zu können vermeinte, unwiderbringlich dahin ist. Der Gladstonismus ist in England fogut im Niedergange begriffen, wie in Deutschland die wahlverwandte Prinzipienreiterei der Richter, Bamberger und Genossen. Man zieht nicht mehr und ausschließlich die großen Grundsätze der Humanität und Freiheit zu Rate, man fragt sich auch, wie ihre unbedingte Durchführung die Interessen der Völker und die erhaltenden Kräfte des Staates berührt.“ Nach dem oben entwickelten können wir uns dieses Urteil von Anfang bis zu Ende rückhaltlos aneignen.



Aus einer trüben Periode der deutschen Geschichte.

Von Georg Weber.

3.



ie bedeutendsten Schriftwerke, die aus den Kreisen der Humanisten hervorgingen, waren satirischer und ironischer Art mit dem Zweck, die Schäden in Kirche, Staat und Gesellschaft aufzudecken und zu heilen. Erasmus schrieb ein Lob der Narrheit; Thomas Morus setzte der entarteten Welt einen platonischen Idealstaat entgegen, der in Wirklichkeit nirgends zu finden war; Sebastian Brant belud sein Schiff aus Narragonien mit Repräsentanten menschlicher Thorheiten und Verkehrtheiten; gelehrte und witzige Spötter aus dem um Reuchlin und Hutten gescharten Kreise entwarfen in den „Briefen der Dummköpfe“ eine der Wirklichkeit so entsprechende Karikatur von der Dummheit der Klostergeistlichen in ihrem eignen Küchenlatein, daß die Gezeichneten den Schall anfangs garnicht merkten und das Buch empfahlen und verbreiteten, gegen das dann die Kirche vergebens Bannflüche aufbot. Selbst das uralte Tiererepos vom Heineke Fuchs wurde im Geiste der Zeit umgearbeitet und gestaltete sich zu einem satirischen Spiegelbilde der Gegenwart.

Sanssen verkennt diese Richtung des Humanismus keineswegs, aber er trennt denselben in eine ältere und eine jüngere Schule. „Die älteren Humanisten hatten das klassische Altertum von dem Standpunkte der absoluten Wahrheit des Christentums aufgefaßt und dasselbe in den Dienst des Glaubens gestellt, der jüngere Humanismus war der Urheber einer folgenschweren Revolution auf geistigem Gebiete,“ die zur „sogenannten Reformation“ führte. Eine solche

Unterscheidung ist historisch ganz unzulässig. Die Häupter des Humanismus, ein Erasmus und Reuchlin, ein Brant und Geiler von Kaisersberg, ein Hutten und Celses waren alle Zeitgenossen, lebten und wirkten alle in den letzten Jahrzehnten des fünfzehnten und in den ersten des sechzehnten Jahrhunderts. Alle wandelten in den Fußtapfen der Italiener und verfolgten dasselbe Ziel, die faulen, verlotterten Zustände in Kirche, Staat und Gesellschaft zu beleuchten und, soweit ihre Kräfte reichten, eine Besserung herbeizuführen, die Zeitbildung „menschlicher“ zu gestalten, dem entarteten Geschlechte einen Spiegel vorzuhalten. In der großen humanistischen Gemeinde, welche ihre Mitglieder unter allen Klassen der europäischen Kulturwelt zählte, gab es Männer von verschiedener Naturanlage und verschiedenem Temperamente, und so waren denn auch die Wege, die sie einschlugen, und die Waffen, mit denen sie kämpften, verschieden. Sie zogen getrennt ins Feld, fochten aber gegen denselben Feind. Und dieser Feind lag geborgen in dem Labyrinth des kirchlichen Organismus, in der Möncherei und Scholastik, in dem Kurialsystem, das ihnen nicht wie bei Janßen mit dem Christentum identisch war. Seit der Ruf nach einer Besserung der Kirche an Haupt und Gliedern, welcher die gemeinsame Parole der großen Konzilien gewesen, unerhört geblieben und erfolglos verhallt war, hatte die reformatorische Opposition kein andres Schlachtfeld als die Literatur und die Polemik des Wortes. Allerdings schlug der Stadtsyndikus und kaiserliche Rat von Straßburg, Sebastian Brant, eine andre Tonart an als der geniale Literat Erasmus und der feurige Pamphletist Hutten. Der morose philisterhafte Standpunkt, von dem aus Brant die Welt anschaut, trägt nur wenig Spuren der Sturm- und Drangperiode des aggressiven Humanistenbundes an sich. Wenn aber Janßen das Narrenschiff als ein „im tiefsten Kern religiöses Gedicht“ bezeichnet und den Verfasser einen tief religiösen Dichter nennt, „der alle diejenigen für Narren ansieht, welche für kurzen Gewinn und flüchtigen Genuß die ewige Glückseligkeit aufs Spiel setzen,“ so trifft er doch neben das Ziel. Brant schöpft sein Ideal eines religiös-sittlichen Menschen keineswegs aus Thomas von Aquino, sondern aus der praktischen Tugendlehre des Altertums, aus Plato und Aristoteles. Er behandelt die Laster und Fehler nicht als Sünden, die den Geboten der Kirche entgegen sind und darum von Gott gestraft werden, sondern als Thorheiten, die der menschlichen Vernunft widerstreben und die man daher schon im Gefühle der Menschenwürde ablegen müsse. Bei aller Ehrfurcht vor Religion und Christentum rügt er doch die Entartung des Klerus, die verderbliche Werkheiligkeit und die träge Zuversicht auf Gottes Barmherzigkeit ohne eigne Anstrengung. Ihm hat nur die Weisheit Wert, die der Seele Ordnerin ist und den Menschen zum Menschen macht. Darum ist Selbsterkenntnis der Mittelpunkt seiner Morallehre, darum weist er beständig auf die Griechen hin, deren praktische Weisheit, frei von Selbstsucht und Eigennuß, edle Freundschaft, gute Kinderzucht und Vaterlandsliebe erzeugt habe, während jetzt unter dem herrschenden

Egoismus die öffentliche Wohlfahrt zu grunde gehe. Janssen aber sieht die Sache anders an: „Die ältern Humanisten faßten das klassische Altertum von dem Standpunkte der absoluten Wahrheit des Christentums auf und stellten dasselbe in den Dienst des Glaubens. Sie suchten in den Werken der Alten die tiefreligiösen Grundgedanken, die Nachklänge der Uroffenbarung auf, waren aber entschiedne Gegner und Bekämpfer heidnischer Weltanschauung und Lebensrichtung.“ Diese Auffassung erinnert an die Romantiker und Symboliker, an Görres und Creuzer.

Von Erasmus von Rotterdam entwirft Janssen im zweiten Bande seines Werkes ein sehr anschauliches, wenn auch in einzelnen Zügen verzerrtes Porträt. Dieser gewandte, vielseitige Schriftsteller gilt ihm als Typus des übermütigen eingebildeten Literatenbundes der „jüngern“ Humanisten, die den „Kultus des Genius“ über Kirchenglauben und Gottesdienst stellten. Man sieht nicht recht ein, warum der Verfasser, der doch den Cusanus so hoch stellt, seine ganze Galle auf das gefeierte Humanistenhaupt ausgießt und kein gutes Haar an ihm läßt. Und doch lassen sich verwandte Züge leicht aufstellen. Cusanus hielt zur Reformpartei, solange sie von der öffentlichen Meinung getragen war und auf Triumphe hoffen konnte, und wandte sich dann, als ihr Stern dem Niedergange zuneigte, der kirialen Sache zu. Und hat nicht auch Erasmus in seinen spätern Jahren seine Feder dem Dienste der römisch-katholischen Partei gewidmet und den flüchtigen Hutten, den alten Gesinnungsgenossen und Mitstreiter, von seiner Thüre in Basel gewiesen? In erregten tiefbewegten Zeiten ist es keine seltene Erscheinung, daß ein Saulus zum Paulus wird. Bei Cusanus vollzog sich diese Metamorphose vollständig: er war am Ende seines Lebens ein eifriger Papist und Ultramontaner. Eine solche schroffe Umwandlung hat sich Erasmus nicht zu Schulden kommen lassen. Er folgte nur dem Beispiel, das weltkluge Leute in wechselvollen, stürmischen Zeitläuften schon oft gegeben haben und stets geben werden. Er hatte die Saat streuen helfen, wollte sich aber nicht an der Ernte beteiligen. Ein Martyrium zu ertragen ist nicht jedermanns Sache. Schon die alten Stoiker beherzigten den Imperatoren gegenüber den weisen Spruch: Schicket euch in die Zeit. Sie priesen die Großthat Catos, dienten aber doch den siegreichen Göttern.

Aber das „Lob der Narrheit“ war doch ein zu starker Schlag gegen das herrschende Kirchensystem. Darum wird Erasmus auch jetzt noch, trotz seiner spätern Reue und Buße, von den Ultramontanen in die Hölle gestoßen. Ein Buch muß aufs heftigste verdammt werden, in welcher die Narrheit, die mächtige Göttin, die scholastischen Theologen, die Geistlichen und Mönche unter die getreuesten Diener ihres weiten Reiches zählt, in welchem es von den damaligen Ordensbrüdern heißt, sie hielten es für ein Zeichen der Frömmigkeit, wenn sie die Unwissenheit bis zur Unkenntnis des Lebens trieben und glaubten, wenn sie unverstandene Psalmen herbrüllten, die Dhren der Himmlischen zu

entzücken. Schmutz und Betteln achteten sie für große Tugenden, und über den wichtigen Fragen, wieviel Knöpfe der Gürtel, welche Farbe die Kutte haben und wie groß die Kapuze sein müsse, vergaßen sie die christlichen Gebote. Einst aber werde Christus sprechen: „Woher dieses neue Geschlecht der Juden? Nicht denen habe ich das Himmelreich versprochen, die in der Mönchskutte einherziehen oder mit Rosenkränzen und Fasten mich anrufen, sondern die die Werke des Glaubens und der Liebe verrichten.“ Über die Heuchelei und Anmaßung, die marktschreierischen Predigten und die Verkehrungssucht der Mönche ergießt Erasmus alle Bitterkeit des Witzes. Dann geht es an die Bischöfe, die nach Geld und Gut, nach Pracht und Üppigkeit strebten, statt für das Seelenheil ihrer Herde zu sorgen, und endlich an die Päpste, die Glanz und Freude für sich behielten, Mühe und Sorgen dem Petrus und Paulus überließen und von der Nachfolge Christi ganz abgewichen seien.

In den Augen der Ultramontanen war Erasmus auch „der geistige Vater des umfangreichen Pamphlets,“ das uns unter dem Titel „Briefe der Dunkelmänner“ bekannt ist. Nicht als ob er an der Abfassung Anteil gehabt hätte, bemerkt Janßen (II, 57), aber ihrem wesentlichen Inhalte nach sind die Briefe nur das ins Rohe und Persönliche übertragene „Lob der Narrheit.“ „Das Schmähschlimmste in jenen wie in diesem ist der mit der heiligen Schrift getriebene Spott. Erasmus mißbrauchte die heilige Schrift zu possenhaften Anführungen, die »Briefe unberühmter Männer« legten den verhöhten Mönchen daraus Stellen in den Mund zur Beschönigung unzüchtiger Dinge. Erasmus, selbst ohne tiefern sittlichen Ernst, warf sich zum rhetorischen Sittenprediger auf und machte insbesondere den ganzen Mönchsstand verächtlich, aber er nannte niemanden beim Namen, seine Nachfolger Crotus und Hutten spritzten den Schmutz, worin sie wateten, bestimmten Persönlichkeiten ins Gesicht, sogar dem makellosen Arnold von Tüngern, den sie schändliches schreiben ließen und den sie eines ehebrecherischen Verhältnisses mit der Frau des ihnen verhaßten Pfefferkorn bezichtigten.“

Mit diesen Worten leitet Janßen den Übergang ein zu einem der folgenreichsten literarischen Ereignisse, deren die Weltgeschichte gedenkt, zu dem großartigen Kulturkampf zwischen den Reuchlinisten und den Kölner Dominikanern, der sich durch viele Jahre hinzog, an dem nicht nur Kaiser und Reich, sondern die gesamte gebildete Welt Europas sich beteiligte, und der endlich, als der Papst allen weiteren Federkrieg in der Sache untersagte, schließlich mit dem Siege der Humanisten endigte, die dann, um sich zu rächen und zugleich ihr Vorgehen zu rechtfertigen, in den Obskurantenbriefen die Blößen und Schwächen der Gegenpartei schonungslos in herber Satire aufdeckten. Der Verlauf und Ausgang des Streites war ein Triumph der Aufklärung und freien Wissenschaft. Wie wird aber die mächtige nationale Angelegenheit von Janßen behandelt? In seiner Darstellung erscheint Reuchlin anfangs als ein

schwacher Gelehrter, der nicht recht weiß, wie er sich in dem Gutachten, das der Erzbischof von Mainz als Reichskanzler ihm abverlangte, benehmen sollte, der, als der „Augenspiegel“ veröffentlicht worden war und Aufsehen erregte, an die angesehensten Theologen der Kölner Universität, Tugern, Collin, Hochstraten, entschuldigende Briefe schrieb mit der Versicherung, „daß er in treuem Glauben verharren wolle und Irriges zu verbessern bereit sei.“ Erst allmählich hätten sich die destruktiven Geister, der Humanistenkreis der „Poeten,“ der Sache bemächtigt und Reuchlin mit ihren Netzen umstrickt, und nun sei „unter der Einwirkung streitsüchtiger und kirchenfeindlicher Männer eine völlige Änderung seiner Stellung wie seiner Sprache eingetreten.“ Er habe nicht nur seine Behauptungen aufrechtgehalten und die Kölner indirekt in spitzigen Bemerkungen angegriffen, er habe sich auch der deutschen Sprache bedient, um seine Ansichten unter dem Volke zu verbreiten. Den in lateinischer Sprache verfaßten ruhig und würdig gehaltenen Schriften der Kölner habe der gereizte Gelehrte Schmähungen, Verleumdungen und ehrenrührige Beschuldigungen entgegengesetzt. Seitdem sei Reuchlin von der Poetenlegion als Fahnenträger ihrer Sache, als der „siegreiche Herkules über die barbarischen Ungeheuer“ gefeiert worden. Die lautesten Rufer seien Crotus Mutianus und Ulrich von Hutten gewesen, ihr Triumphgesang die höhnische Satire der Episteln, durch welche ehrbare, würdige und rechtschaffene Männer dem Spotte der Freigeister und des literarischen Pöbels preisgegeben worden seien. Zu diesen übermütigen Schönggeistern habe sich auch der Kurfürst Erzbischof Albrecht von Mainz gehalten, der Hutten in seine Dienste gezogen und gleich den Medicern seinen Hof zum „Sammelplatz von Humanisten und Künstlern“ herangebildet habe.

Vor einigen Jahrzehnten gingen aus dem Heerlager der Jesuiten Geschichtsbücher hervor, in denen die Verbreitung der französischen Revolution in den Rheingegenden hauptsächlich dem Mainzer Erzbischof Karl Josef von Erthal Schuld gegeben wurde, weil er den Aufklärungsideen gehuldigt, Toleranz geübt und mehrere literarische Berühmtheiten protestantischen Glaubens wie Johannes Müller, Forster, Sömmering, Heinse in seine Nähe berufen. Man sieht: „Alles wiederholt sich nur im Leben.“ Die Ultramontanen sahen die Quelle der Sündflut und des Umsturzes nicht in dem Verderbnis und Ärgernis, das vorausgegangen, sondern in den böswilligen Agitationen einiger Aufwiegler und unruhigen Köpfe. Aber die Flamme greift nur dann um sich und wird unauslöschbar, wenn sie reichliches Brennmaterial vorfindet.

4.

Während in den lateinischen Gedichten der Humanisten ein lebendiger, wenn auch nicht schwunghafter, doch die Luft reinigender Geist wehte, ging die epische Ritterspoesie einem raschen und tiefen Verfall entgegen. Ein bitterer Klage-ton durchzieht die Verse eines Zeichner und Suchenwirt, daß die echte Minne mit

ihrer Treue, daß Mitterfinn und Edelmut aus der Welt geschwunden, daß an die Stelle der alten Kraft und Biederkeit Raubsucht, Wucher, Spiel- und Trinksucht und weichliches „Verliegen“ getreten seien. Als Wohlbiener und Schmeichler der Großen zog Michael Beheim von einem Fürstenthof an den andern, ohne Lohn oder dauernden Lebensunterhalt zu gewinnen. Als hungernder Schmarotzer verweilte er am Hofe Friedrichs des Siegreichen in Heidelberg und der österreichischen Erzherzoge. Als Herolde und Wappendichter fristeten die fahrenden Sänger der Zeit ein kümmerliches Dasein, verachtet und vor die Thüre gestoßen. Und auch die Lyrik, die sich in die Reichsstädte flüchtete zu den „Meistern des Handwerks,“ war für Herz und Phantasie dürr und öde, wie lobenswert und ehrenhaft auch die Bestrebungen der bürgerlichen Sänger sein mochten. Diesen Verfall der Poesie erkennt auch Janssen an, er meint aber, man würde irre gehen, wenn man daraus auf eine „Erlahmung des dichterischen Vermögens im Volke“ schließen wollte. Die schöpferische Kraft sei noch vorhanden gewesen und hätte neue Kunsterzeugnisse hervorbringen können, „wenn nicht im sechzehnten Jahrhundert eine gewaltsame Störung der geistigen Kultur eingetreten wäre.“

Die „Poesie im Volke“ ist eins der anziehendsten Kapitel im ersten Bande des Janssenschen Geschichtswerkes und enthält viel Schönes und Wahres. Dennoch fühlt man auch hier die Parteitendenz heraus. Indem er das Volkslied und die geistliche Dichtung dem fünfzehnten Jahrhundert zuschreibt und aus einzelnen Strophen des reichen Liedererschazes die fromme, christlich-religiöse Gesinnung darlegt, will er die Verdienste Luthers um den deutschen Kirchengesang, der von protestantischer Seite mit Recht so hochgestellt worden, herabziehen. Freilich kann er nicht umhin, einzugestehen, daß in dem katholischen Kultus niemals der deutsche Kirchengesang einen Teil der Liturgie gebildet habe, daß nur lateinische Hymnen gesungen worden seien; aber er sucht aus mehreren Beispielen zu beweisen, daß die vom Volke gesungenen Lieder einen christlich-religiösen Inhalt gehabt hätten, der „Erguß eines glaubensfreudigen Herzens“ gewesen seien. Allerdings hat die gütige Gottheit dem deutschen Volke einen tiefen Born poetischen Gefühls in die Seele gelegt, aus dem zu allen Zeiten ein reicher Liedererschaz hervorströmte. In diesen Liedern aber fanden alle Stimmungen und Empfindungen ihren Ausdruck, es waren Naturlaute, in denen sich der momentane Gemüts- und Seelenzustand in Worten und Tönen kundgab oder auch vorherrschende Zeitrichtungen zum Ausdruck kamen. Daß diese Kundgebungen des innern Lebens mehr wehmütig, elegisch, ernst waren, die Freude nur selten in Dithyramben und Jubelhymnen erschallte, zeugt nicht von einer heitern, gehobenen Stimmung, nicht von einer zufriedenen Weltanschauung; vielmehr geht daraus die Trauer hervor, daß das Erdenleben soviel Leid in sich trage. In solchen Seelenzuständen wendet sich bei allen Menschen das Gemüt dem Göttlichen und dem Ewigen zu, und die Christenwelt sucht es in den Vor-

stellungen, die ihr durch die Kirche zugeführt werden, wie es die Heidenwelt in ihren Hymnen, in den Aussprüchen ihrer Tragiker gesucht hatte. Diese ethische Kraft des Volksgebetes der Kirche erworben zu haben, „alles Süße, was Menschenbrust erhebt,“ in die volkstümlichen Töne des geistlichen Liedes eingewebt zu haben, ist die große Errungenschaft der Reformation. Und ist denn nicht das tiefbewegte Jahrhundert, das man nach diesem mächtigen Ereignis nennt, der eigentliche Mutterchoß, die fruchtbarste Geburtsstätte dieser „Poesie im Volke“ gewesen?

An den lyrischen Kirchengesang reiht Janssen das geistliche Schauspiel, dem er eine große Bedeutung für die innere Volksbildung beilegt. Er verweilt dabei am längsten bei dem Spiele „Vom Aufgang und Untergang des Antichrists,“ wobei es nahe liegt, den Gegensatz der katholischen Kirche zu der Reformation zwischen den Zeilen herauszulesen. Die Ausführung leitet der Verfasser mit folgenden Worten ein: „Von früher Zeit an gestaltete sich der ganze christliche Gottesdienst mehr zu einem symbolisch-liturgischen Drama aus. Der Mittelpunkt des Gottesdienstes, die heilige Messe, ist eine dramatische Gedächtnisfeier und eine unblutige Wiederholung des größten und heiligsten Weltspiels auf Golgatha. Alle einzelnen Teile stellen den Fortgang der göttlichen Opferhandlung dar, die sich gleichsam in fünf Akten vor den Augen der anwesenden Mitopfernden entwickelt und die ganze Tonleiter der religiösen Stimmung umfaßt.“ Es ist nicht zu verkennen und wird auch von Protestanten nicht geleugnet, daß in den Kultushandlungen der katholischen Kirche manche poetische Elemente enthalten sind, welche die Phantasie anregen und zur Andacht stimmen. Allein der großen Menge ist diese symbolische Bedeutung des Messopfers ein unverständlicher Begriff. Diese denkt sich unter der vom Priester bewirkten Substanzverwandlung nicht einen symbolischen Akt, sondern einen sinnlich-materiellen Vorgang und wird in dieser Auffassung von der kirchlichen Dogmatik unterstützt. In dieser Beziehung hatten die Verfasser des Heidelberger Katechismus in der Sache nicht ganz Unrecht, wenn sie mit einem derben Ausdruck die Transsubstantiationslehre eine „vermaledeite Abgötterei“ nannten.

Zu einem Gemälde des innern Lebens am Ausgang des Mittelalters liefert kein Buch so ergiebigen Stoff, als die alte allegorisch-epische Fabel von Reineke Vos, die am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts in niederdeutscher Sprache in Lübeck gedruckt ward und durch die Übertragung Goethes Gemeingut der gesamten gebildeten Welt geworden ist. Umso auffallender muß es erscheinen, daß dieses wichtige Dokument für die Sitten- und Zeitgeschichte mit wenigen Zeilen abgethan wird. Zu einer Geschichtschreibung, worin erwiesen werden soll, daß im fünfzehnten Jahrhundert das religiöse und literarische, das politische und gesellschaftliche Leben im besten Stande gewesen und erst durch das revolutionäre Treiben des folgenden Jahrhunderts ins Arge verkehrt worden sei, ist freilich der Reineke Fuchs ein störender Mißton. Liegt ihm doch die-

selbe pessimistische Weltanschauung zu grunde wie der satirischen Poesie der Humanisten. In dem Tierstaat wird mit grellem Realismus und Naturalismus der moralische Abgrund geschildert, in den das ganze öffentliche Leben, Staat und Kirche, Hof und Hierarchie, alle Stände und Gesellschaftsklassen gestürzt sind. Auf den Papst selbst achtet niemand in Rom, die ganze Macht hat Cardinal Nimmersatt in Händen; sein Schreiber heißt Johann Partei; Krümmsrecht ist päpstlicher Notarius, Moneta, Nummus und Denarius sind die zwei Richter und ihr Sekretarius; durch Weiber und Geld kann in Rom alles erreicht werden, Bann und Interdikt wie Absolution. Das dichterische Gemälde trägt zu sehr das Gepräge der Wirklichkeit, als daß es nicht aus der unmittelbaren Wahrnehmung der herrschenden Gebrechen und Laster geschöpft sein sollte.

5.

Als die Hoffnungen, welche die Völker auf das Basler Konzil setzten, durch das Wiener Konkordat zwischen Kaiser und Papst zerronnen waren, richteten sich die Bestrebungen der deutschen Patrioten auf eine Reform der Reichsverfassung und des Reichsregiments und auf die Aufrichtung einer Friedens- und Rechtsordnung für die zerrissenen und zerrütteten deutschen Lande. Und hier begegnen wir einem Manne, der in Basel mit Cnea Silvio und Cusanus zusammengegangen, solange sie in den Reihen der Freisinnigen sich bewegten, dann aber sein ganzes Leben lang ihr entschiedensten Gegner war, dem fränkischen Rechtsgelehrten Gregor Heimburg. Ein schöner, stattlicher Mann von hohem Verstand, diplomatischer Gewandtheit und imponirendem Wesen hat er bis zu seinem Tode (1472) in allen öffentlichen Angelegenheiten eine hervorragende patriotische Rolle gespielt, ohne jemals seine Grundsätze zu verleugnen. „Gerade und bieder,“ so schildert ihn Bachmann in der Deutschen Biographie, „voll echter Frömmigkeit und echter Treue, glänzte er ebenso durch natürliche Begabung wie erworbenes Wissen, durch die Kunst der Rede und den Scharfsinn des Staatsmannes und Juristen.“ Von dem Papste gebannt, von dem Kaiser verlassen, blieb er dennoch treu dem Gedanken an eine Regeneration des Reiches, zu deren Verwirklichung er selbst den Bund mit dem Böhmenkönig Georg Podiebrad und die Freundschaft des Ungarnkönigs Matthias Corvinus anstrebte. Von diesem vaterländischen Manne erfahren wir in Zanssens Geschichte nichts. Was konnte auch von einem Staatsmanne und Juristen Gutes kommen, der an den Reformideen der Basler Väter festhielt, der den von ihren frühern Grundsätzen abgefallenen Hierarchen Aeneas Sylvius (Pius II.) und Cusanus so energischen Widerstand leistete? Dagegen füllen die „Reformvorschläge“ des Brixener Bischofs sechs volle Seiten. Sie liefen im wesentlichen darauf hinaus, daß man die monarchische Zentralgewalt stärken, das Fehderecht durch eine kräftige Landfriedensordnung abstellen, Reichsgerichte einsetzen, über Heerverfassung und Steuerwesen Anordnungen treffen und in das Verhältnis zwischen Kaiser

und Reichstag durch gesetzliche Bestimmungen eine feste Ordnung schaffen sollte. Es waren dies lauter politische Theorien, welche die Notstände der Zeit nahelegten, welche in der Luft schwirrten und mehrere Jahrzehnte hindurch alle Reichsversammlungen beschäftigten, deren Verwirklichung das eifrigste Bemühen des Erzbischofs von Mainz, Berthold von Henneberg, war, wie wir aus der ausführlichen Darstellung dieser Reformbewegung in Rankes *Deutscher Geschichte* und in Ulmanns „*Kaiser Maximilian I.*“ erfahren. Auch dieser geistliche Fürst, der die Seele der großen Reformbewegung in den achtziger und neunziger Jahren war, der auf dem Wormser Reichstag (1495) einen Verfassungsentwurf durchsetzte, wonach die föderative Gewalt gegenüber der monarchischen auf die Spitze geführt war, der den Schwäbischen Bund, den ersten Versuch eines solchen föderativen Organismus der Nation, gründen half, wird in der „*Geschichte des deutschen Volkes*“ nur gelegentlich mit einigen Worten erwähnt. Die Wormser Beschlüsse waren von großer Tragweite: sie schufen in dem Landfrieden, in dem Kammergericht, in der allgemeinen Reichssteuer Institute, die das ganze Reich zusammenfaßten, aber nicht sowohl unter kaiserlicher Hoheit, als unter einer ständischen Regierung.

Das Urteil der Historiker, ob eine solche Schwächung des monarchischen Prinzips durch eine ständische Oligarchie zu billigen oder zu verwerfen sei, geht nach zwei Richtungen auseinander; daß Janßen in seiner Vorliebe für die Anschauungen des Mittelalters sich auf die Seite des Kaisers stellt und dessen Widerstand gegen eine solche Minderung seiner Autorität rechtfertigt, ist begreiflich, kann er sich doch dabei auf viele Aussprüche zeitgenössischer Autoren berufen. Er erhebt bittere Klage, „daß die Fürsten die Tyrannen der Nation geworden, die einen obersten Herrscher nicht zu ertragen wußte und nun unter das Joch so vieler gebeugt sei.“ Dagegen bemerkt Ulmann, daß bei der damaligen Lage der Dinge der Föderalismus seine Berechtigung gehabt habe. „Weil heute Stärkung der monarchischen Gewalt nationale Politik ist, sagt er in der Vorrede, war sie es doch mit nichten zu allen Zeiten unsrer verworrenen Geschichte. Bei richtiger Schätzung der zu Maximilians Lebzeiten in der Nation vorhandenen und unter ihre natürlichen Häupter verteilten Staatskräfte wird man vielmehr zu der Überzeugung gelangen, daß es damals wahrhaft nationale Realpolitik war, die vorhandenen ständischen Institutionen zu allgemeiner, jeden Sonderwillen bindender Wirksamkeit auszugestalten.“

Der tiefe Grund des Widerstandes der Fürsten und Stände gegen eine kräftige Zentralgewalt war neben dem Streben nach Ausdehnung ihrer eignen landesherrlichen Rechte und Machtbefugnisse ein gerechtes Mißtrauen in die Habsburger Hauspolitik. Diese strebte zu allen Zeiten konsequent nach einer vom Reiche unabhängigen, selbständigen Stellung der österreichischen Lande. Es war der kritischen Forschung unsrer Tage vorbehalten, den Nachweis zu liefern, daß schon Herzog Rudolf IV. (1358—1365), der von seinen Zeitgenossen der

„Stifter“ oder der „Sinnreiche“ genannt wurde, eine solche Ausnahmestellung durch gefälschte Urkunden zu begründen suchte. „Gestützt auf diese Privilegien, sagt der berühmte Staatsrechtslehrer Hermann Schulze in Heidelberg in der Deutschen Revue, nimmt Rudolf IV. für sich und seine Lande volle Souveränität und eine so unumschränkte Gewalt in Anspruch wie ein absoluter Monarch. Er ist der oberste Gesetzgeber in seinen Landen, er kann in Ermangelung von Geblütserven ohne Rücksicht auf die Oberlehnsherrlichkeit des Reiches frei über seine Lande verfügen, er erhält die freieste Erwerbsbefugnis neuer Länder, auf welche alle diese Vorrechte von selbst übergehen sollen. Nur dem Namen nach bleibt der Herzog Vasall des Reiches, er braucht aber seine Lehen nur auf österreichischem Boden zu empfangen und leistet so gut wie keine Lehnsdienste; als „Pfalz=Erzherzog“ hat er alle Rechte der Kurfürsten und kann in jeder Gefahr vom Reiche Hilfe fordern, aber zu Kriegsdiensten und Geldleistungen ist er dem Reiche so wenig verpflichtet wie zum Besuche der Reichstage. Er ist der Reichsgerichtsbarkeit selbst nicht unterworfen und in seinen Landen der oberste und einzige Gerichtsherr. Jeder Einfluß der Reichsgerichte ist von den österreichischen Erbländen ausgeschlossen. Bezeichneten diese Privilegien vorläufig auch nur die Tendenz der österreichischen Politik, so wurden sie doch nach und nach vollständig durchgesetzt und bildeten die Grundlage der fast souveränen Stellung Österreichs zum Reiche. Diese Stellung, die jeden Vorteil, welchen die Reichsverbinding gewährte, verschaffte, ohne irgend eine Verpflichtung aufzuerlegen, hat Österreich durch alle Jahrhunderte behauptet. In keinem Lande galt die Reichsgewalt so wenig als in den eignen Erbländen des Kaisers.“ Auf diese von Herzog Rudolf IV. selbst niedergeschriebenen Urkunden, die von den spätern Habsburgern immer wieder bestätigt wurden, ist das ganze österreichische Staatsrecht und seine Staatsgeschichte bis zur Auflösung des deutsch-römischen Kaisertums gegründet worden.

War es unter solchen Umständen zu verwundern, wenn die deutschen Reichsstände ihre erworbenen oder angemachten Territorialrechte in Sicherheit zu bringen suchten? Wir wollen dem Partikularismus und den zentrifugalen Bestrebungen nicht das Wort reden; sie haben Deutschlands Erniedrigung herbeigeführt. Aber gegenüber einem Herrscherhause, welches nur auf Mehrung seiner eignen Macht und seiner Ländergebiete bedacht war und dazu die Kräfte des Reiches benutzen wollte, läßt es sich begreifen und entschuldigen, wenn die Fürsten und Stände sich einem Habsburger Kaiser nicht mit gebundenen Händen auszuliefern gesonnen waren, nicht eine Autorität gründen helfen wollten, durch welche ihre eignen Hoheitsrechte bald untergegangen wären. Die Wormser Beschlüsse kamen nur unvollkommen zur Ausführung. Österreich entzog sich dem Reichskammergericht, und das Nürnberger Reichsregiment hatte weder Dauer noch Lebenskraft. „Max ist schließlich gerade stark genug gewesen, heißt es bei Ulmann, die Organisation einer beschlußkräftigen und handlungsfähigen Regierung, in die er sich mit den

Ständen hätte teilen müssen, zu hintertreiben; aber er hat keineswegs vermocht, die verrosteten Prärogativen des mittelalterlichen Königtums zur bewegenden Kraft wiederum zu erheben.“ Die anarchischen Zustände, die unter Friedrich III. obgewaltet und den Ruin des Reiches herbeigeführt hatten, wurden unter Maximilian nur wenig verbessert. Auch Sassen entwirft ein trauriges Bild von dieser Zeit des Faustrechts, da die Kriegsfurie durch die deutschen Lande zog, Leben und Eigentum ohne Rechtsschutz war und nur die Selbsthilfe Sicherheit gewährte, so sehr auch diese Schilderung mit seiner Geschichtstendenz, die wir früher kennen gelernt haben, in Widerspruch steht. Das fünfzehnte Jahrhundert endete, wie es begonnen. In der ersten Hälfte war der Ruf nach einer Reform der Kirche an Haupt und Gliedern unerhört geblieben, in der zweiten hatte man sich umsonst abgemüht, eine Autorität im Staate zu schaffen, welche eine „leidliche ehrbare Ordnung im Reich“ begründen und eine Wehrkraft gegen innere und äußere Feinde errichten sollte. Es war eine trübe Periode deutscher Geschichte, wie wir sie in der Überschrift bezeichnet haben. Die Landeshoheit der Fürstentümer nahm eine bestimmtere, in sich geschlossene und befestigte Gestalt an; die Ritterschaft übte ihr altes Fehdewesen; die Städte hatten Mühe, sich ihrer fürstlichen und adlichen Bedränger zu erwehren und in der allgemeinen Unsicherheit den Geschäften des Friedens nachzugehen; in den Bauern gährte es unheimlich. Laut klagte man, daß die Gerichte unredlich oder unfähig seien, daß des Reiches Recht keinen mehr schrecke, daß nicht Pilger noch Handelsmann die Straße ziehen könne, daß die entlassenen Landsknechte den Geist der Kriegslust und des Aufruhrs allenthalben verbreiteten. Zu solchen entsetzlichen Zuständen war das deutsche Reich gelangt, und keiner konnte absehen, wie hier Heil und Rettung zu schaffen sei. Die Mißstände in der Staatsverfassung und dem gesellschaftlichen Leben vermischten und vereinigten sich endlich mit einer noch gewaltigeren Bewegung auf kirchlichem und religiösem Gebiete. Im Reformationszeitalter floß die Gährung und Aufregung, das Ringen auf allen Lebensgebieten in einen mächtigen Strom zusammen.

In diesem mächtigen Strome sieht die „Geschichte des deutschen Volkes“ nur eine revolutionäre Bewegung, welche von der Literatur in die Kirche und in das gesellschaftliche Leben eindringt. Sind wir in der Auffassung des fünfzehnten Jahrhunderts, wie die obigen Ausführungen darthun, zu verschiedenen Ergebnissen gelangt, so sei es gestattet, aus dem zehnten Bande der „Allgemeinen Weltgeschichte“ auch über das Reformationszeitalter unsre abweichende Ansicht zum Schlusse darzulegen: Es ist eine historische Wahrheit, durch die ganze Weltgeschichte bewährt, daß alle großen, auf sittlichen Grundlagen ruhenden Institute, wenn sie im Laufe ihrer Entwicklung vom ursprünglichen Geiste abgewichen sind und fremdartige oder ungesunde Elemente in sich aufgenommen haben, einen inneren Regenerationsprozeß erleiden, durch welchen die späteren Ansätze abgestoßen werden und mittelst einer Rückkehr zu der alten Basis eine neue Ent-

wicklung versucht wird. Man mag diese Wahrheit Naturgesetz oder göttliche Vorsehung nennen, immerhin giebt sie Zeugnis von der in der Menschheit lebenden geistigen Kraft, die nach Erfüllung ihrer Aufgabe ringt, die das heilige Feuer der Seele ohne Unterlaß hütet und nährt, die den guten und edeln Teil zum Siege und zur Herrschaft zu führen bestrebt ist. Im irdischen Dasein ist die geistige Kraft in Körperschranken gebannt, an materielle Fesseln gefnüpft, die sie vielfach hemmen und ablenken, die sie oft falsche Mittel und Wege ergreifen lassen. Dadurch werden die Ideen im Laufe der Zeit so mannichfaltig umrankt, verdunkelt, entstellt, daß das Nebenwerk die ursprüngliche Gestalt und sittliche Bedeutung kaum mehr erkennen läßt und ein Reinigungs- und Verjüngungsakt als notwendige Selbsthilfe von dem Lenker der Menschengeschichte zugelassen oder hervorgerufen wird. Daß auch bei diesem Prozeß wieder dieselben guten und schlimmen Mächte mitwirken und mitstreiten, liegt in der Unvollkommenheit alles Irdischen und Kreatürlichen; aber wer an einen, wenn auch mitunter verdunkelten und unterbrochenen, Fortschritt der Menschheit zum Guten und Vollkommenen glaubt, wird in allen diesen inneren und äußeren Lebenskämpfen, in diesem ewigen Konflikte der Werdelust gegen das Bestehende den notwendigen, naturgemäßen und darum von der Vorsehung gewollten Entwicklungsgang in der Erziehung des Menschengeschlechtes erblicken. Bei dem mangelhaften, unvollkommenen Zustande alles Bestehenden und Gewordenen ist ein Ankämpfen, ein Widerstreit der individuellen Freiheit und menschlichen Willenskraft gegen die auf Macht und Autorität gegründeten Ordnungen gerechtfertigt und geboten, soll nicht das geistige Ringen und Streben in eine stabile Form gepreßt, das Seelenleben zu einem starren Dasein krySTALLISIRT werden. Das Gesetz der Selbsterhaltung, der Kampf ums Dasein wird dann aus diesen Konflikten für die menschliche Gesellschaft einen Zustand herbeiführen, worin die Gegensätze von Autorität und Freiheit entweder ausgeglichen oder zu einem notwendigen Kompromiß gebracht werden. Dieser Widerstreit der geistigen und sittlichen Kräfte ist in dieser Welt der Unvollkommenheiten für das Seelenleben so unerläßlich wie dem Körper das Atmen; aber es giebt in der Weltgeschichte Momente der Erregung, wo alles zu erhöhter Thätigkeit drängt. Solche Momente brechen nicht so plötzlich hervor, sie sind nur das Überschaumen des Gefäßes, in dem allmählich der flüssige Stoff gesammelt worden war. Sie bedürfen zu ihrem Hervortreten oft nur eines kleinen Anstoßes; aber sie müssen, sollen sie anders zu fruchtbringenden Resultaten führen, eine vorbereitete Zeit, ein empfängliches Geschlecht und eine geschickte leitende Hand vorfinden. Wenn die Zeit erfüllt ist, dann wird die Arbeit der Regeneration unter der Führung einer mächtigen Persönlichkeit stets zu einer durchgreifenden Verjüngung und Lebenserneuerung gelangen.

Die kirchliche Bewegung ist nur einer der Faktoren in dem allgemeinen Auferstehungsprozeß dieser gewaltigen Zeitperiode; auch andre Seiten des Grenzboten II. 1884.

geschichtlichen Lebens haben Umgestaltungen erfahren: im westlichen Europa ist die Feudalherrschaft gebrochen und zersetzt worden; selbst in dem vielgestaltigen deutschen Reiche wurde eine Rechts- und Verfassungsform geschaffen, die wenigstens das fürstliche Fehderecht und die ritterschaftliche Anarchie unter ein Landfriedensgesetz beugte; auf allen Gebieten der Wissenschaft und Kunst wurden dauernde Eroberungen gemacht; der Entdeckungsmut kühner Seefahrer hat der menschlichen Thätigkeit und Regsamkeit unbekannte Regionen erschlossen. Und dennoch wird diese ganze mächtige Zeit mit richtigem instinktiven Takt und Verständnis als das „Zeitalter der Reformation“ bezeichnet, und keine klügelnde Kritik und Kleinmeisterei, keine tendenziöse Geschichtschreibung hat diese Bezeichnung aus der Weltgeschichte zu verbannen vermocht. Die kirchliche Reformation bildet den Herd, auf dem die ganze Glut des heiligen Feuers gesammelt ward, auf dem sich alle Strahlen der Begeisterung und des Seelenlebens konzentrierten, wo alle Bestrebungen und Kräfte, welche die neue Zeit begründeten, ihren Ausgang nahmen, ihre Impulse erhielten. Auch in dem Reformationswerk treten die Licht- und Schattenseiten, die allen menschlichen Gebilden anhaften, deutlich genug hervor, ringen die guten und schlimmen Mächte um den Sieg, sind reine und unreine Elemente, lautere und unlautere Triebe und Motive vielfach vermischt und verschlungen; dennoch ist die Reformation die große That, aus der das moderne Staats- und Gesellschaftsleben hervorgegangen ist, der reiche gährende Mutterchoß, der die neue Zeit geboren und ihr alle Keime zur fruchtbaren Fortpflanzung, zur mannichfaltigsten Gestaltung eingesenkt hat. Nur wer diesen großartigen Prozeß, der sich um die Wende der beiden Jahrhunderte abspielt hat, mit ehrlichem Sinne und aufrichtigem Bemühen um Wahrheit zu erfassen und darzustellen unternimmt, kann als redlicher Haushalter im Dienste der Alio angesehen werden. Jedes andre Verfahren zerrinnt wie die Tagesströmung, in der es sich bewegt.



Die Zentripetalkraft des Kapitals.



enn ich über unsre Zeit nachdenke, so beschäftigen mich am wenigsten die politischen Fragen. Die Geschichte hat mich gelehrt, daß die Leitung der Politik zu allen Zeiten von einzelnen Personen ausgeht, mögen es Selbstherrscher, allmächtige Minister, Parteihäupter oder andre sein. Es liegt deshalb auch der Fortschritt in politischen Dingen weniger in den Formen der Verfassungen, die immer etwas mehr